

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 5

Artikel: So habe ich noch nie gelacht : das Ergebnis unserer Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



So habe ich noch nie gelacht

DAS ERGEBNIS UNSERER RUNDFRAGE

Der Vampir

Nachfolgende Geschichte passierte vor einigen Jahren meiner Schwester und handelt von einem Missverständnis zwischen ihr und einer Tante.

Die beiden Damen, meine Schwester, jung, etwas korpulent, die Tante alt und eher mager, sitzen zusammen im Tram und unterhalten sich. Sie fahren an einer Reklame vorbei. «Vampir» — prangt es gross in roten Lettern und löst in den Köpfen der beiden Frauen verschiedene Gedanken. Meine Schwester, die erst kürzlich zur Erhaltung ihrer schlanken Linie einen «Vampir»-Punktroller erworben hat, liest laut «Vampir». «Vampir» wiederholt auch meine Tante und denkt ihrerseits an ihren Staubsauger gleichen Namens. Und nun entwickelt sich folgendes Gespräch:

Tante: Hast du auch einen?

Schwester: Ja, ich probier's einmal darmit.

Tante: Ich habe eben auch einen solchen.

Schwester: Was, du?

Tante: Ja, warum nicht?

Schwester: Du hast's doch gar nicht nötig!

Tante: Aber warum denn nicht?

Schwester: Ach du, in deinem Alter!

Tante: Eben gerade alte Leute können sich nicht mehr gut bücken.

Schwester (mit einem Blick auf die kleine Gestalt): Du hast doch gar nichts Übriges!

Tante (etwas pikiert): Soviel vermag ich jetzt schon noch!

Schwester (besänftigend): Hast du denn Erfolg damit?

Tante: Ja, wenn du wüsstest, der Dreck, der da herauskommt!

Schwester: Was? Dreck kommt heraus? Bei mir kommt kein Dreck heraus! Von was sprichst du denn eigentlich?

Tante: Von meinem Staubsauger.

Schwester: Du liebe Güte, ich von meinem Punktroller!

Und beide Frauen brechen in ein schallendes Gelächter aus.

H. L., Zürich.

* * *

Das Glas Wasser

Tiefe Stille herrscht im überfüllten Vortragssaal. Nur die Stimme der Rednerin tönt an unser Ohr. Sie spricht von ernsten Dingen, von Ehesorgen und Ehenot. Alles ist sehr interessant, aber leider verschleiert sich die Stimme der Rednerin mehr und mehr, ja, es tritt eine richtige Heiserkeit, jenes bestimmte Geräusch im Hals ein, von dem man das Gefühl hat, so ein tüchtiger Schluck Wasser müsse die nötige Befreiung bringen. Aber o weh, vorn am Pult ist dies vergessen worden, und irgendeine Möglichkeit, von der Türe bis dahin gelangen zu können, gibt es nicht: der Saal ist viel zu voll.

Endlich erscheint doch eine mitleidige Seele mit einem Glas Wasser in einer seitlichen Tür und bedeutet der Zunächstsitzenden, es weiter zu geben.

Wir, Freunde der Rednerin, die von unserm Platz aus den Vorgang deutlich beobachten konnten, sitzen wie auf Kohlen. Das Glas musste mindestens durch ein Dutzend Hände wandern, bevor es sein Ziel erreichte — wird es gelingen?

Zuerst geht alles gut. Einige Zuhörerinnen müssen zwar etwas angestossen werden — alle hören eben sehr gespannt zu — aber sie verstehen doch sofort, was gemeint ist und geben das Glas brav weiter. Wir freuen uns über die baldige Erlösung und zählen die Übrigbleibenden: nun sind es noch vier — drei — zwei — noch eine! Diese letzte ist ein ziemlich einfaches, jüngeres Fraueli, sitzt sehr vertieft da, erschrockt, wie sie das Glas in die Hände bekommt, schaut es einen Augenblick an, führt es — nicht weiter, sondern wahrhaftig, als ob das ganz selbstverständlich wäre — *zum eigenen Munde*, trinkt, trinkt... Dann wird sie rot, hat wohl etwas gemerkt und stellt es beschämt vor sich hin. Dieses dumm-zerknirschte Gesicht, das heimlich enttäuschte der Rednerin, die verdutzten Mienen der « Mitwissenden » — es ist zu viel für unsere Selbstbeherrschung! Wir lachen — lachen — und um so stärker, je weniger wir es uns merken lassen durften.

A. D., Bern.

* * *

Die Geschichte von der armen, magern Katze

Barmherzigkeit ist eine schöne Tugend. Immer und überall soll man sie ausüben, wo sich Gelegenheit dazu bietet, nicht nur an Menschen, sondern auch an Tieren. Dies hat man uns schon in der Sonntagsschule gelehrt. Einer ganz besondern Barmherzigkeit bedürfen die Katzen, denn sie sind nützlich und fangen Mäuse. Dies wiederum hat unser Herr Pfarrer gesagt, bei dem wir in Pension sind, die Änni und ich. Dank dieser

christlichen Gesinnung und der reichlichen Speiseabfälle aus der Küche, gibt es in unserm näheren Umkreis keine unterernährten Tiere dieser Art.

Um so erstaunter sind wir daher, als der Herr Pfarrer in höchster Entrüstung erklärt, er hätte heute eine Katze gesehen, so mager, dass man ihr alle Rippen am Leibe zählen könne.

« Wir werden sie nach dem Essen füttern gehen », beruhigen wir ihn.

« Ich habe auch dran gedacht », entgegnet Herr Pfarrer, « aber Änni sollte doch heute bei der grossen Wäsche helfen, und ja eben, die Katze wohnt halt ein wenig weit weg! »

« Wo denn? »

« In Valmara! »

« Was? » rufen wir nun doch ein wenig erstaunt, « Valmara liegt ja ganz an der italienischen Grenze unten, mindestens 5 Stunden hin und zurück! »

Nun kommt aber unser Herr Pfarrer ins Feuer: « Ja, eben, das ist das Ge-meine. Es ist also gar keine gewöhnliche Katze, sondern sagen wir einmal eine Grenzkatze, und zwar befindet sie sich nicht jenseits der italienischen Barriere, sondern führt ihr jämmerliches Dasein ausgerechnet auf der Schweizergrenze. Ich bitte euch, was macht das für einen Eindruck? Es kommt ein Fremder und das erste Wesen, das ihm auf unserm Boden entgegentritt, ist eine Katze, die mit den Knochen klappert, wenn sie über die Strasse geht. Dient dies etwa zur Hebung des Fremdenverkehrs? Nein, so eine Grenzkatze ist direkt eine Schande für die Eidgenossenschaft! »

« Und daher Pflicht und Schuldigkeit eines jeden guten Eidgenossen, sie zu tilgen, das heisst in diesem Falle, die Katze zu füttern », ergänzte ich die feurige Rede unseres Pastoren. Agnes, die wackere Urner Köchin, ist ganz unserer Meinung. « Zuerst kommt die Katze und das Vaterland, und dann die grosse Wäsche! » Damit drückt sie uns die mächtige Futtertasche in die Hand, aus deren Tiefen es herrlich duftet, von reichlich mit Braten-sauce getränkten Nudeln.

Jetzt ist Herr Pfarrer zufrieden. « Bis nach Brissago könnt ihr das Postauto nehmen », erklärt er uns lächelnd, « kostet 2×1.65 , macht 3.30, und weil der Tag so heiss ist, dürft ihr dort noch eine Glace kaufen! » Damit drückt er uns einen glänzenden Fünfliber in die Hand, den wir schmunzelnd einstecken.

Wir ziehen also vergnügt los, steigen ins Postauto, und während der schönen Fahrt geniessen wir im Geiste schon die

herrliche Glace, die weil unser armes Katzentier unter dem Schutze der bandiera svizzera die Nudeln frisst und dazu mit dem dünnen Schwänzlein wedelt.

In Brissago steigen wir aus und legen den Weg bis zur Grenze zu Fuss zurück. Wir sind sehr froh im Bewusstsein unserer guten Tat, summen vor uns hin und schlenkern dabei die Katzenfuttertasche.

« Eigentlich wäre ich froh, wenn wir sie ohne Mann antreffen würden. »

« Wen? »

« Die Katze natürlich, ich glaube nämlich, Männer mit magern Katzen sind wahrscheinlich nicht so sympathisch. »

Änni nickt heftig, und unwillkürlich verlangsamt sich unser Schritt ein wenig.

« Was wirst du sagen? » frage ich Änni vorsichtig.

« Ach was, lass mich in Ruhe, ich muss jetzt denken, die Leute können wahrscheinlich nicht deutsch. Also, wir werden sagen: Buon giorno, dove è il povero gatto, che ha niente da mangiare? Abbiamo portato qualche cosa di buono, Nudeln und Voessen. Statt Nudeln sagen wir einfach Spaghetti, dann wissen sie sofort Bescheid. »

« Fein », wiederholen wir noch einmal: « Buon giorno, dove è il povero gatto, che ha niente da mangiare, abbiamo portato qualche cosa di buono, spaghetti! »

Inzwischen haben wir die Grenze erreicht, weit und breit keine Katze, dafür aber ein wohlgenährter Grenzwächter, der würdevoll hin und her spaziert.

« Buon giorno », ruft Änni, « dove è il povero gatto, che è così magro e che ha niente da mangiare? »

Der wackere Mann schaut uns erstaunt an. « Gatto magro? no! »

« Doch », erwidert Änni, « gatto magro muss hier sein, e noi abbiamo portato qualche cosa di buono, spaghetti. »

« Aber vielleicht gehört Sie Ihnen, die magere Katze? » forscht Änni vorsichtig.

« No, no, no. »

Gegen diese Zumutung wehrt sich der Hüter der frontiera energisch. Plötzlich



Zeichnung der Verfasserin

aber gleitet ein verständnisvolles Lächeln über sein Gesicht. « Domandare dentro », antwortet er und weist dabei mit dem Daumen rückwärts ins Bureau, wo hinter einem Schalter sein Chef und ein Schreiber eifrig bei der Arbeit sitzen.

Änni geht mutig hinein, während ich mich in einem Anflug von Feigheit auf eine Stange vor der offenen Tür setze.

« Scusi, signore », zwitschert es hell durch den Raum, « dove è il povero gatto, che ha niente da mangiare, e che è così magro? »

Der Beamte erhebt sich. « Was wünschen Sie? »

« Il povero gatto, abbiamo portato qualche cosa di buono! Spaghetti! » Damit schiebt Änni das weiche, schon ein wenig klebrig gewordene Nudelpaket auf den Schaltertisch.

« Nehmen Sie das weg! » fordert der Beamte streng.

« No », beharrt Änni, « ist für magere Katze! »

« Wir haben hier keine magere Katze! »

« Doch », behauptet Änni, « der Herr Pfarrer hat es gesagt, er hat sie gesehen! »

« Welcher Herr Pfarrer? Name? » Er zückt sein Notizbuch, und Änni stammelt ein wenig verwirrt und undeutlich seinen Namen.

Aha, denke ich, die Fütterung scheint

kompliziert zu werden, rücke von der Stange herunter und begebe mich an Ännis Seite.

« Also, geben Sie jetzt das, bitte, der Katze! » bestimmt Änni und schiebt das Paket abermals ein Stück weiter vor. « Wir sind extra so weit gekommen, um der armen magern Katze Futter zu bringen. »

« Zum Teufel mit der Katze! » schreit nun der Beamte plötzlich, « macht dass Ihr zu meinem Bureau herauskommt, so schnell als möglich, mitsamt Eurem Futter! Meine Katze hat weder Euch, noch das Futter, noch den Pfarrer nötig! »

Jetzt begreife ich alles. Ich begreife, dass der Schreiber sich mit hochroten Ohren über sein Buch neigt, ich begreife, dass der Grenzwächter von der Tür wegläuft, weil er seine Würde verloren hat; aber dass Änni zum dritten Mal das Nudelpaket hinstreckt und dazu noch im harmlosesten Tone frägt: « Ach so, das ist Ihre Katze? », das begreife ich nicht mehr. Es war aber auch zuviel. Polternd fliegt ein Stuhl zur Seite. Die Türe zu unserm Vorraum wird aufgerissen. Vor uns steht der Allgewaltige und überschüttet uns mit einer Flut von italienischen Schimpfwörtern, dass uns Hören und Sehen vergeht. Dabei weist er immer auf das schon bereit durch-

saftete Spaghettipaket. « Nanu », denke ich, « besser, es wird in meiner Hand zum Wurfgeschoss als in der seinen », und nehme das Zeug wieder an mich.

« Ich bin für ehrenvollen Rückzug », flüstere ich Änni zu; aber schon hat uns der Mann den Ausgang versperrt.

« Pass her, subito, subito! » brüllt er uns an.

« Wir brauchen keinen Pass », schreie ich nun meinerseits, « noch stehen wir auf Schweizerboden! »

« Ich will Euch schon sagen, wo Ihr steht! Hier steht Ihr, bis die Polizei von Brissago da ist! » Damit rennt er zum Telephon, reisst den Hörer herunter und wir zur Tür hinaus.

Draussen steht der Grenzwächter. « Es tut mir leid, ich darf Sie nicht weglassen, bevor die Sache geklärt ist. »

« Was geklärt? » erwidere ich wütend, « ich will schon schauen, wenn die Polizei kommt, wer recht hat, Ihr mit Eurer

magern Katze, oder wir mit dem Futter. Lächerlich macht Ihr Euch alle zusammen! »

« Tutuh! » Ein Auto fährt vor. « Zollrevision! » Der Grenzwächter verschwindet für einen Augenblick.

« Jetzt aber los! » Wir müssen noch das Postauto erwischen, sonst haben wir noch drei Stunden heim zu laufen und überdies gibt es in den nächsten Minuten schon das grösste Gewitter. Das wirkt. Wie die Narren rennen wir davon. Pitsch, patsch strömt der Regen auf unsere Köpfe, klitsch, klatsch schlägt die Futtertasche um unsere Beine.

Glücklich, wenn auch völlig durchnässt, erreichen wir ausserhalb Brissago das Postauto. « Du », fragt mich Änni, « was haben wir eigentlich gemacht, dass sie uns verhaften wollten? » « Im Grunde weiss ich es auch nicht », sagte ich, « aber ich glaube, es war Beamtenbeleidigung. »

A. H., Ascona.

* * *

Lachen bis die Zähne krachen

Heute sind ja unerbetene Gehalts erhöhungen sozusagen ausgestorben, damals gab es so etwas Schönes noch. Einer meiner Arbeitskollegen hatte dieses Glück soeben erfahren. Das musste natürlich gefeiert werden, geteilte Freude ist doppelte Freude! Wir verbringen also zusammen einen lustigen, feuchtfröhlichen Abend. Kurz vor Mitternacht nehmen wir Abschied. Es war allerhöchste Zeit. Mein Kollege, ein wirklich solider Mann, hatte die üble Gewohnheit, nie einen Hausschlüssel bei sich zu tragen, er kam stets zur Zeit nach Hause.

Am andern Morgen sassen wir beim Chef, einem griesgrämigen Mann, verknöcherten Bureaumenschen, dem in letzter Zeit kaum ein Lächeln abzuringen war. Kurze gegenseitige Frage: « Gut heimgekommen? » — « Und wie! » sagte mein Kollege. Und dann kam die kleine Beichte: « Ich komme spät heim ohne Schlüssel. Dem lieben Täubchen wird

geläutet. „Sofort, Toni!“ Meine Gattin hatte die Schlüssel bereits in eine Zeitung eingewickelt zum Abwurf bereit gehalten.

Ich stehe vor dem Hause mit einem kleinen Vorgarten, in einer abseits gelegenen Sackgasse ohne Beleuchtung und warte. Es ist kalt, auf der Strasse liegt 10 cm Neuschnee. Ich postiere mich auf der Strasse, mich hinter einem grossen Möbelwagen verbergend. Die Schlüssel fliegen durch die Luft. Aber mein Gott, was für ein Pech ich habe! Wohin fliegen die Schlüssel? In den Vorgarten, nein, ausgerechnet auf das verschneite, rundliche Dach des grossen Möbelwagens. Wie soll ich da hinaufkommen mit diesem Bierschlotter? Wirklich ein schwarzer Tag! Ich kann vom Bock aus die Schlüssel nicht erlangen. Jetzt kommt meine Frau mit dem Stubenbesen gerannt. 15 cm zu kurz; ein Bohnenstickel muss her aus dem Keller; aber zum Heu-

len, nun stehen wir beide vor der Türe! In der Eile vergass meine Frau, die Schlüssel mitzunehmen. Die Türe hat sich automatisch geschlossen, innen stecken ihre Schlüssel, die andern liegen auf dem Dach, und wir gaften uns draussen vor der Tür an. Was nun? Bei den andern Hausleuten wollte man sich in so später Abendstunde nicht blamieren; ich musste auf das Dach des Wagens. Denken Sie sich, bis meine 100 kg über das Dach gekrochen waren, machen Sie sich da eine . . . »

« Ha, ha, ha, » tönt's plötzlich vom

Chef, und wir lachen, lachen . . . Dieser Mensch hatte ein Lachen, so merkwürdig und spassig, bis zur letzten Möglichkeit hat er den Mund aufgerissen.

Da, wie abgeschnitten wird's still. Das vom Lachen blaurot gefärbte Gesicht des Chefs geht in bleiches Gelb über, und er trocknet sich die Tränen von den Wangen. Wortkarg blickt er uns an. Sein Ge- biss fiel ihm aus dem Mund und lag zerbrochen vor unsren Füssen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten; aber wir durften nicht mehr so lachen, wie es uns darum war.

W. H., Zürich.

* * *

Das Kompliment

Zu den Amtspflichten in meiner frühern Gemeinde gehörte auch die Seelsorge in einer grossen Armenanstalt. Als ich wieder einmal das Krankenzimmer auf der Frauenabteilung besuchte, sah mich ein altes Weiblein aufmerksam an, schüttelte den Kopf und sagte einmal ums andere: « Ja, Alter schützt vor Torheit nicht! »

Ich fragte sie, warum sie dies gerade mir sage, ich sei doch noch in den besten Jahren.

« Ja seht, Herr Pfarrer, das ist so. Ich hatte einen guten Mann, mit dem ich sehr glücklich war. Leider starb er mir weg, und ich stand ganz allein da. Ich hätte mich aber gleichwohl gut durchs Leben schlagen können, da ich eine ge-

schickte Korsettmacherin war und die vornehmsten Frauen der Stadt bei mir arbeiten liessen. Aber in meinem Unverständ liess ich mich in meinen alten Tagen verleiten, noch einmal zu heiraten. Oh, hätte ich das nur nicht gemacht! Bald stellte sich heraus, dass mein zweiter Mann ein Unflat, ein Fötzel, ein Lump, ein Uhung war. Mit ihm habe ich ein ganz böses Leben gehabt. Ihm habe ich es zu danken, dass ich jetzt hier in der Anstalt bin. Jedesmal nun, wenn ich euch sehe, kommt mir der Unflat in den Sinn. »

Natürlich musste ich hellauf lachen.

« Da isch nüt zum Lache, liebe Herr Pfarrer, Ihr glychet em schuder-, schuderhaft. »

* * *

Die Ziegen

Diese Geschichte ist zwar ziemlich bekannt, aber der «Schweizer-Spiegel» wird nicht nur in Bern gelesen. Ich bekam Lust, mit meinen Kindern eine kleine Landwirtschaft anzufangen; wir mieteten Land, stellten Ställe auf und schafften 3 Ziegen, 1 Schaf, Hühner, Gänse und Kaninchen an. Mein Mann, ein Jurist, betätigte sich nicht dabei, genoss aber gern die Produkte.

Bei der ersten Prämierung am Klösterlistutz musste der Besitzer zugegen sein. Ich wurde gefragt: « Wem gehören diese Ziegen? »

« Mir, Frau E. »

« Also Herrn E. », war die Antwort der Bauern, « oder ist Ihr Mann gestorben? »

Einen Basler Ausdruck gebrauchend, sagte ich: « Nein, er lebt noch selig! »

« Wenn er selig ist, so muss er ja tot sein! »

« Nein », erwiderte ich, « er kann ja auch mit mir selig sein! »

Worauf die Bauern mich vom Kopfe bis zum Fusse musterten und antworteten: « Nei, das isch nit möglich! »

Vor der zweiten Prämierung in Ostermundigen entdeckte ich, dass die Ziegen Läuse hatten und holte in einer Apotheke ein Mittel dagegen. Man händigte mir eine grosse Flasche ein und befaßt mir, den Inhalt über die Ziegen zu schütten. Ich tat es, aber zu meinem Schrecken wurden alle drei tizianrot. Ich versuchte, die Farbe mit warmem Wasser abzuwaschen, aber sie wischte nicht. Sehr aufgereggt, denn die Prämierung stand am nächsten Tage bevor, begab

ich mich samt der Flasche in die Apotheke zurück. Sie beguckten und berührten sie dort, brachen endlich in ein Gelächter aus, sie hatten mir statt dem Läusemittel ein Haarfärbemittel für Damen gegeben. Entsetzt frug ich, was nun zu machen sei, und sie rieten mir, die Ziegen tüchtig mit Schmierseife und warmem Wasser abzureiben. Dies geschah; die Ziegen wurden schön unirosarot. Beschämt erzählte ich dieses Abenteuer den Bauern, die allerdings sehr lachten, mich aber mit den Worten trösteten: « Bi de Dame geit's wider ab, bi de Geisse o wider mit der Zyt, deswäge chöü mir se doch prämiere! »

Das geschah, und nach drei Monaten wurden sie wieder weiss wie zuvor.

E. P., Bern.

* * *

Falsch verbunden

In aller Herrgottsfrühe schrillte das Telefon durchs Haus und eine Stimme fragte:

« Wie geht es, wie war die Nacht, wie hat sie geschlafen? »

Ja was ist denn los, denke ich, reibe mir den Rest vom Schlaf aus den Augen und, da ich schon erfahren habe, dass es Menschen gibt, die einem auf alle möglichen Arten foppen und erschrecken wollen, fragte ich etwas energisch: « Ja, bitte schön, nach wem erkundigen Sie sich denn? »

« He, doch nach der Mutter! » antwortet die Stimme etwas zaghaft. (Aber natürlich keinen Namen.)

Ich stutzte einen Augenblick; denn meiner Mutter ging es gut.

« Hallo! » rief ich, « mit welcher Nummer wollen Sie reden? »

« Mit der Klinik Sonnegg! » tönt's an mein Ohr.

Aha, da haben wir es ja wieder, dachte ich. « Ja, gute Frau, Sie haben falsch gewählt, Sie... »

« Was hab' ich getan? » unterbricht sie mich.

Ich merke, dass diese Frau am Tele-

phon nicht « zu Hause » ist und war plötzlich, trotz der Herrgottsfrühe, weicher gestimmt. « *Nicht gut gewählt, ist falsch verbunden!* » sage ich nun laut und deutlich.

« *Ja, was Sie nicht sagen!* » kommt es fast weinerlich vom andern Ende, « *sie ist falsch verbunden, oh Gott, oh Gott...* »

Damen soll man nie unterbrechen im Gespräch, so hat man mich gelernt; aber ich habe es doch getan, ich musste doch die arme Frau aufklären, wenn man dem so sagen kann. — Und so rief ich lauter als vorhin: « *Hallo, hallo, Ihr* (stark betont), *Ihr seid falsch verbunden, hier ist ja gar...* »

Aber wie schon viele Damen, auch sie liess mich nicht zu Worte kommen, weinerlich klang es durch den Draht:

« *Oh, ich verstehe Sie gut, Sie brauchen nicht so laut zu reden, um Gottes Willen, jetzt hat man noch falsch verbunden...* »

« *Bitte, hören Sie mich ruhig an!* » rufe ich verzweifelt.

« *Falsch verbunden* », jammert die von neuem, « *mein Gott, muss das wehtun!* »

Falsch verbunden, können denn die Schwestern die Ärzte nicht fragen ...»

Und dann hörte ich sie schnupfen.

« *Also hören Sie doch!* » protestiere ich und verbeisse das Lachen, « *das Telefon ist nicht gut eingestellt.* »

« *Nicht gut?* » kommt es nun doch etwas ruhiger.

« *Wissen Sie, Sie haben in Ihrer Angst und Aufregung eine andere Telefonnummer erwischt als Sie wollten. Hier am Telefon ist gar nicht die Sonnegg, sondern jemand anders, weil Sie die Nummer nicht sorgfältig gewählt haben.* »

« *Ja ... und was soll ich jetzt machen?* » klagt sie.

« *Bitte aufhängen und dann die Nummer gut ansehn und schön langsam eine Nummer nach der andern einstellen, verstehen Sie?* »

« *Ach wissen Sie, ich habe drum noch nie so gewählt, denn nüd für unguet!* »

H. F., Bern.

* * *

Die Hochzeitsreise

Das Vorspiel

Ein Stein fliegt ans Kammerfenster. « Was isch? » « 's Hochzig! Herr Pfaarer! » Alle warmen Bett- und dazu sämtliche hochzeitlichen Gefühle sinken katastrophal auf den Nullpunkt herunter.

Dieses Notsignal begab sich nämlich in einem Bergdorf zwischen Urnäsch und Pfingsten um halb vier, an einem jener Wintermorgen, wo die Temperatur die unbeschreibliche Mitte einnimmt, da man nicht recht weiss, ob man ehrlich frieren oder nur zart, aber ein- und durchdringlich frösteln soll.

Der Talar wird über so viele über- und untermenschliche Unzulänglichkeiten geworfen. Der Mesner dreht noch rasch 's Bäffli zurecht (« 's Speutzlätzli für geistliche Säuglinge » hat er's mal genannt), und los geht's!

Das heisst, zuerst alles, was recht ist. Der Mesner muss doch noch auf den



Maurice Barraud

Paysanne, Federzeichnung

Turm hinauf und läuten. Er macht's erheblich länglich, wer's weiss, merkt, dass er grad auch das Morgenläuten « damit » verbinden will. Polternd, stolpernd kommt er die gefrorene Kirchentreppe herunter und somit also die Aussicht, es könnte gelegentlich doch losgehen. Voran natürlich der Mesner, in jeder Hand eine währschafte Stallaterne; denn erstens war's noch dunkel, und zweitens hatte der Dorftechniker wieder, wie so oft und gern, ein « verdienstvolles » Werk an der Kirche resp. ihrer Beleuchtung zu unternehmen. Hinter der Laterne schwebend Licht das ineinanderge-

huschelte, schuhplättelnde Hochzeitspaar plus Kränzlein und Schleier und jedes der vier ungefähr über der Herzgegend ein bimmel-bammelndes Hochzeitssträuschen aus echter Kunstseide. Dann, da die Zeugen schon vorerwähnt sind, der dito vorerwähnte, wie oben angedeutet präparierte und jetzt präparierende Pfarrherr.

Das Hauptstück

In Lichtensteig, oder wie man droben verständlicher sagt, im Städtli, war Markt gewesen. Eine Menge Leute warteten auf den Letzten, den Lumpensammler, der die einen obsi nach Wattwil, andere nidsi nach Brunnadern führen soll. Man hat Verspätung und wird noch mehr Verspätung haben, denn der Wilerzug ist noch nicht da. Endlich erpfeift sich der die Einfahrt. Man steigt aus. « Pressiere! Pressiere! Liistyge! » und man pressiert, denn es ist kältlich, und wer will noch eine mehrstündige Bergtour unternehmen? — Ein Geknorze und Geschupf, zwischenhinein auch etwa eine unnötige, aber um so persönlicher gemeinte Nachhilfe, und schliesslich sitzt man, selig gesichert, ab. Und da wird eine Bäsi begrüsst und dort eine Erinnerung aufgefrischt, 's Lindauerli, natürlich verkehrt, ins Gesicht gesteckt, bedächtig das Feuerzeug mit Pfystestier hervorgeholt und ebenso zärtlich-liebäugelnd angezündet.

Auf einmal ein Aufschrei: « Jesses, wo ischt myn Hannesli? » Im Drange des Einstiegs hatte man sich aus den Augen verloren, richtig verloren. « Gang go luege, wo-n-er ischt! » bettelt die Braut ihrem Brautführer; denn der Strolch von Liebesgott Amor hatte die beiden ausgewechselt. « Om Himmelsgottstuusigswille, de Zug fahrt! » und will an der Notbremse ziehen. Der Brautführer legt sich ins Zeug und wehrt ab. Nicht gerade überschwänglicher Gefühle mächtig, zudem unter ordentlicher geistig-alkoholischer Belastung, gibt er zwischen Lindauerli und unrasierter Unterlippe zu hören: « Z'Bronnodere on wäre mer de nand scho fende! » Aber die Braut

ist andauernd unruhig und nicht ohne Grund, denn das Tunnel kam so lang nicht, und zum andern fuhren sie ja gar nicht nach Brunnadern, sondern in entgegengesetzter Richtung. Ganz gegen ihre vermeintlich bessere Überzeugung verlangte der Kondukteur das Billett nach Wattwil ab, und als sie ihn, ganz umsonst zu ihrer Überzeugung, eben nach Brunnadern zu fahren, bemüht hatten — wird er sogar noch grob. — Dazu kam, dass die übrigen Wageninsassen vom Malheur Kunde nahmen, und es müssten keine Appenzeller und Toggenburger sein, ging 's Spitzeln und Gifteln los: Ob sie chrüzwys ghürotet heiit, ob 's no e Spezialhochzigtour mache wellid, öb d'Brut kei Angscht hei, de Hochzyter chönnt die Lätz no für die Rächt aluege ... jo äbe, i ha gmänt, i möcht de Hochzigttag no ganz gradhäbe, vor en andere dezue chäm und Chalbfleisch mit Rendfleisch verwechsli — und solcher Dinge mehr.

Seelisch zermürbt, leiblich von der langen Tour (sie waren in Luzern gewesen) mitgenommen, kommen sie in Wattwil an, fünf (gschlagni) Stunden von ihrer Bergheimet entfernt!

Was tun? frägt sich das ungleiche Hochzeitspaar auf dem abgelöschten Bahnhof. Den Weg unter die Füsse nehmen, was sonst, denn der Brautführer muss morgens früh in der Fabrik stehen. Es ist wirklich zum Steinerbarmen! Einsilbig gehen sie nach Lichtensteig zurück.

Aber man ist so müde, so todmüde, und dem kindlich-einfältigen Paar fällt einfach nichts anderes ein, als die Pflicht, am Morgen an der Arbeit zu stehen. Freilich, die hochzeitlichen und andere Gefühle sinken auf den Gefrierpunkt zurück. Aber nun ist grad das, was ihr Verhängnis war, eben der Markttag im Städtli, ihr grösstmögliches Glück. Ein Bauer, der am Morgen sein Mastkalb ins Städtli geführt hatte, war auf den immerhin bemerkenswerten Gedanken gekommen, sich selbst nun wieder in sein Ursprungsland zurückzuführen, richtiger

ausgedrückt, sich führen zu lassen; denn er tat's nicht. Sein Gaul wusste veränderter Umstände halber besser Bescheid. Auf dem Sitz räkelte sich zwar noch einer, der z'Mart war, und welcher Bauer hat nicht auf dem Markt zu tun! Also, da war kein Platz. Aber auf dem Bretterwägeli stand ja die leere Kälblitruke! Und Not macht eine Kälblitruke zum hochzeitlichen Himmelbett, d. h. zuerst lehrte sie klettern.

Doch sie halfen sich geschwisterlich wechselseitig über den Gatter und hinein in die rings mit Stäben eingefasste Trucke. Dankbar seufzend lehnten sie ihre Rücken an die bergwärtsige Gatterwand, streckten wohlig die müden Beine aus, eins am andern — denn es war wirklich merkwürdig fröstelnd. Über ein Kleines — Schulter an Schulter gelehnt — ruhen auch sie und er, Braut und Brautführer. Mit jedem Ruck und Putsch auf dem ungefederten Wagen wackelten die Brautsträusslein überm Mieder und im Knopfloch mit. Auf der Wasserfluh brach der Mond durchs Gewölk und be schaute sich das friedlich-schiedliche Idyll in der Kälblitruke.

Das einzige hellbewusste Wesen war und blieb — der Gaul. Unentwegt, und das will bei jenem nicht ungefährlichen Abstieg was heissen, trabte er zu und

hielt vor einer ihm hinlänglich bekannten Wirtschaft zur Furth. Zu oft war es geprügelt worden, weil es hier vorbei und in den Stall wollte. Stockstill und bockbeinig, just unter der Einfahrt, hielt es an. Noch war Licht in der Wirtsstube; denn eine halbe Hochzeitsgesellschaft — die andere Hälfte — der Bräutigam mit der « Brautführerin », hatten sich eingefunden und erwarteten die Braut und den Brautführer, die ihnen der falsche Zug entführt hatte.

Glück- und etwas weinselig und mit steifen Gliedern zogen die Wiedervereinten ihre Strasse. Es tagte ob dem Wald, und überm Kamm des heimatlichen Berges blitzten die ersten Strahlen, als sie in ihr Heimetli fanden.

Kurzes Nachspiel:

Eine Stunde nun folgte den schmerzlich, wie selig Vereinten, eine Stunde endlich ungestörter Ruhe und Wärme. Urplötzlich ein Pfeifen, mark- und schlummerdurchdringend: Ein jähes Auf schrecken: « Was isch? » — « D'Fabrik — » sagt der Ehegatte. Sein Frau li aber dreht sich etwas zurück und um und murmelt schlaftrunken: « Hannesli, stand uuf — mach gad du de Kafi! »

P. B., Kesswil.

* * *

Der Handschlag

Ich war in einer Schokoladen- und Konfiseriefabrik der Ostschweiz als Bu reaufräulein tätig und hatte in dieser Eigenschaft sehr oft am Postschalter zu verkehren. Die Post hatte für uns eine Riesenarbeit zu bewältigen, und nach alter Tradition des Geschäfts wurde jeden Samstagabend dem dienstuenden Postangestellten am Schalter ein « Sonntagsmümpfeli » überreicht. Nun geschah es einmal, dass ich mit der Ummenge Korrespondenz zugleich die Schokolade in den Briefkasten warf. Sogleich bemerkte ich, dass derselbe verstopt war

und die eingeworfenen Sachen nicht hin unterglitten. Ich rapportierte dies am Schalter, schon der Schokolade wegen und auch weil verschiedene Briefe pres santer Natur waren.

Der Beamte, offenbar infolge des Tages und der Wochen Lasten nicht gut gelaunt, bedankte sich nicht nur nicht für das obligatorische Mümpfeli, sondern fuhr mich fast grob an, er hätte jetzt unmittelbar vor Schalterschluss noch anderes zu tun, als das « Zeug » zu suchen. Ich probierte nun nochmals von aussen, wenigstens die Schokolade heraufzu

ziehen, « er » sollte sie jetzt z'leid dieses Mal erst am Montag kriegen, und zwar mit einer Bemerkung meinerseits.

Und nun die Pointe von der Geschichte: Genau in demselben Moment, als ich von aussen in den Kasten griff, greift der Beamte von innen ebenfalls hinein — und mitten im dunkeln Briefkasten reichten wir uns die Hände, und

zwar recht herhaft. Im allerersten Moment ein kleiner Schrei meinerseits, und dann ein allseitiges Lachen sowohl von allen Anwesenden im Bureau, als auch von jenen, die um den Kasten herumstanden.

Und am Montag frug mich der Beamte, ob ich ihn heiraten wolle, es scheine ihm, es solle so sein.

R. H. B., Zürich.

* * *

Zement

Eigentlich passieren die lustigsten Dinge, wenn man arm ist. Ich meine hier nicht die bittere Armut, die eigentliche Not. Aber ein wenig arm sollte jeder Mensch in seinem Leben eine Zeitlang gewesen sein. Zuweilen kann es schon ein bisschen ungemütlich werden, wenn man nicht weiss, woher man das Geld nehmen soll; aber meistens ergeben sich lustige Situationen — wenn man über den nötigen Humor verfügt.

Bei uns waren diese Bedingungen erfüllt. Wir waren ziemlich arm und meistens guter Dinge. Auch waren wir jung, so dass wir die Armut leicht nahmen. Ich muss hier noch einfügen, dass wir damals in einem kleinen Dorfe lebten.

Nun trug sich folgendes zu: Eines schönen Tages fiel meinem Mann beim Essen ein Stiftzahn heraus. Ich war zuerst bestürzt, denn ich dachte an die Zahnarztrechnung. « Macht nichts », sagte mein Mann ruhig, « ich lasse den Zahn gar nicht mehr einsetzen. Warum sollte ich keine Lücke haben? Das sieht man bei mir gar nicht. »

Ich sah ihn prüfend an, und richtig, man sah die Lücke sogar beim Sprechen kaum. So legten wir den Stiftzahn sorgfältig auf den Schreibtisch, und ebenso sorgfältig staubte ich ihn jedesmal beim Aufräumen des Schreibtisches ab. Aber bald sahen wir ein, dass dieser Zustand doch nicht haltbar sei. Die Sprache litt darunter, wurde undeutlich, die *f* und *s* klangen trübe. Das darf bei einem Pfarrer nicht sein. Was tun? Wir wollten uns

selbst helfen und den Zahnarzt ganz ausschalten.

« Könnte ich dir den Zahn nicht hineinleimen? » fragte ich.

« Das wäre eine Idee », sagte mein Mann, « mit Zement macht man das. Der Zahnarzt hat ihn mir auch damit eingeklebt. »

Aber woher Zement nehmen? Da hatte mein Mann einen glänzenden Gedanken — man sieht, Not macht erfinderisch! « Wir gehen ins nächste Dorf in die Fabrik des Herrn B., dort können wir gewiss Zement kaufen. Wir brauchen ja nur ganz wenig. »

Das taten wir denn und sprachen bei dem Fabrikbesitzer, Herrn B., vor. Wir waren mit ihm und seiner Familie befreundet; doch mochten wir ihm doch nicht sagen, wozu wir Zement brauchten.

« Gern », sagte Herr B., « ich werde Ihnen Zement durch einen Arbeiter schicken. »

« Ach nein, bitte », erwiderten wir, « geben Sie uns nur ein klein wenig mit! Wir brauchen so wenig! »

« Ja, es gibt verschiedene Arten Zement, wozu brauchen Sie es? »

« Ach », sagte mein Mann etwas verlegen, « wir sollten etwas katten. »

« So! Kommt es an einen trockenen oder an einen feuchten Ort? »

Wir sahen einander an. « An einen feuchten! » stotterte ich.

Geld wollte Herr B. keines annehmen, da wir nur so wenig Zement brauchten. « Ich schicke es durch den Arbeiter, der

in Ihrem Dorfe wohnt. Sie können es nicht gut mitnehmen, man muss es noch holen », sagte der freundliche Fabrikbesitzer.

Sehr erfreut zogen wir heim. Nun hatten wir gespart! Überhaupt würden wir in Zukunft die Zahnnarztrechnung sparen. Wir würden einander einfach selbst die Löcher mit Zement stopfen. Wozu das viele Geld ausgeben?

Vielleicht wäre es aber doch besser gewesen, wir hätten Herrn B. gesagt, was wir zementieren wollten, denn am nächsten Tag, als ich aus dem Fenster schaute, kam ein Mann keuchend die Anhöhe gegen unser Haus herauf. Er

trug einen schweren Sack auf dem Rücken. Unser Zement! Herr B. hatte es nur allzu gut gemeint.

Mit Aufwand von viel Lachen, Mühe, Zeit und wenig Zement klebte ich meinem Manne den Zahn wieder ein.

Aber gespart hatten wir doch nichts; denn die Sache hielt nicht lang, und der Zahnnarzt konnte nicht mehr umgangen werden.

Wie lachte Herr B., als wir ihm — viel später einmal — die Geschichte des Zementes erzählten!

Der « Rest » des Sackes wurde dazu verwendet, hie und da etwas zu zementieren — an feuchtem Ort.

D. B.

* * *

Der Mörder

Um in mein durch die tägliche Bureauarbeit sehr prosaisches Leben etwas poetischen Schwung zu bringen, war ich während längerer Zeit Mitglied eines bekannten städtischen Gesangvereins. Das war mit einer kleinen Unbequemlichkeit verbunden.

Mein ständiges Domizil ist ein weithin berühmtes Vorstädtchen mit einer berüchtigten Eisenbahnverbindung. So hatte ich immer nach der Gesangprobe das Vergnügen, bis zur Abfahrt des nächsten Zuges noch etwa zwei Stunden lang Zürich bei Nacht zu geniessen. Wenn das auch unfreiwillig und ohne jede Abenteuerlust meinerseits geschah, so geriet ich doch hin und wieder in Situationen, die ans Ungemütliche grenzen konnten.

So geschah es beispielsweise, dass mich ein unbekannter Passant mit seelenvollem Stimmausdruck und liebenswürdigen Worten zu einem gemeinsamen Café einlud, und da er sich wohl meine abwehrend schweigende Haltung als ländlich sittliche Schüchternheit erklärte, fügte er noch aufmunternd bei: « Sind Sie nur ganz ungeniert, mein liebes Fräulein! » Erst ein zornsprühender Blick liess den Frechling verstummen.

Und dann kam einmal der Abend mit

dem ganz furchtbaren Erlebnis. In der Großstadt eines Nachbarlandes suchte man mit allen Mitteln und Listen einen Frauenmörder, der seit einer Woche jeden Tag ein neues Opfer auf sein Gewissen lud. Und in unserer Gesangspause ging plötzlich das schaurige Gerücht um: Die Spuren der Verfolgung weisen nach Zürich!

Auf dem Heimweg vom Probelokal bis zum Hauptbahnhof liess mir dann dieser schreckliche Satz keine ruhige Minute mehr, mir wurde derart bang und schicksals schwer zumute, dass ich immer mehr ahnte, heute abend die persönliche Bekanntschaft des furchtbaren Mordgesellen zu machen. Oder sollte ich gar sein letztes, erbarmungswürdiges Opfer werden?

Aber ich wollte mich dem entsetzlichen Verhängnis bis auf den letzten Moment mit unerhörtem Mut entgegenstellen. Um ja keinen Augenblick isoliert zu sein, eilte ich im Bahnhof schnurstracks ins Restaurant, setzte mich ganz allein an ein Tischchen, und zwar in derart kriegerischer Haltung, dass es wohl fast auf meiner Stirn geschrieben stand: ES SOLL KEINER DIE FRECHHEIT HABEN, SICH AN MEINEN TISCH ZU SETZEN!

Da geschah das Unerhörte. Es hatte trotzdem einer die Frechheit. Mit geradezu herausfordernder Selbstverständlichkeit setzte er sich mir vis-à-vis. Seine Züge waren unheimlich hart, sein Blick geradezu gläsern leer und seelenlos. Einen solchen Blick konnte nur ein Mörder haben, und einen derartigen Gesichtsausdruck nur ein Rohling, das stand bei mir fest. Nun gilt's, dachte ich, und es lief mir kalt über den Rücken.

Ich sass da wie hypnotisiert, völlig bewegungslos, mit der bestimmten Absicht, mein Gegenüber keine Sekunde aus den Augen zu lassen, und jede seiner Bewegungen genau zu verfolgen. Merkwürdigerweise benahm er sich ganz so, als wäre er meine Kopie.

Ich hatte bereits das Gefühl, dass dieses gegenseitige Sichanglotzen auf die Dauer nervenruinierend sein müsste.

Da stand er plötzlich auf. Nur jetzt den Unhold um keinen Preis aus den Augen verlieren, sagte ich mir. Er lenkte seine Schritte aber nicht zur Türe, wie ich erwartet hatte. Er ging geradewegs

auf den grossen Wandspiegel zu und besichtigte sich eingehend vom Kopf bis zum Fuss, drückte am Kragen, zupfte an der Krawatte, am Rock. Und da er wahrscheinlich alles an sich so ziemlich in Ordnung fand, wandte er mir nochmals den Kopf zu. Und in seinen vorher so leeren Blick war ein Ausdruck gekommen, ein Ausdruck tiefsten Mitgefühls zu mir armem Geschöpf, das er wahrscheinlich für verrückt hielt. Dann entfernte er sich.

Ich war höchst blamiert. Er, der vermutete Mörder, in Wirklichkeit der harmloseste Mensch von der Welt, war also durch mein hartnäckiges Anstarren auf den Gedanken gekommen, es müsste irgend etwas an ihm nicht in Ordnung sein.

Wie frisch geboren kam ich mir vor, und die ganze entsetzliche Spannung der verflossenen Minuten löste sich in einem befreienden Lachen auf. Dann entfernte ich mich rasch aus dem Lokal, denn mein Sologelächter schien die andern Gäste in Staunen zu versetzen.

R. A., Zürich.

* * *

Perfektes Französisch

Es war an einem schönen Sonntagmorgen in Paris. Wir zwei Schweizerinnen photographierten am Ufer der Seine und hätten furchtbar gern ein Bildchen mit uns beiden darauf gehabt. Den Luxus eines Selbstauslösers konnten wir uns nicht leisten. Was war da zu machen? Ratschlagend einigten wir uns schliesslich, jemanden um Hilfe zu bitten und schüchtern und dunkel errötend — wir waren ja noch so schüchtern — wandte sich meine Begleiterin, eine Bernerin, an einen anständig aussehenden Arbeiter, mit einem kleinen Mädchen an der Hand, der uns ungefährlich schien. Verstehend und freundlich lächelnd knipste er uns ab. Ein Dankes-

wort, ein « mais, il n'y a pas de quoi », und wieder freuten wir uns über die liebenswürdigen Franzosen.

Am Mittagstisch, in der Pension, wurde das Ereignis erörtert, als mir einfiel, die kleine Bernerin könne doch bloss herzlich wenig französisch sprechen, staunend frug ich sie, wie sie eigentlich den Menschen angesprochen habe?

« He, i ha gseit: Monsieur, vous voulez bien prendre nous deux », worauf er geantwortet habe: « Mais, volontièrement, Mademoiselle. »

Die Herren und Damen am Tische waren weniger taktvoll als unser Photomann!

I. S., Uerkheim.

* * *